

UNSER HARZ

KARL-FRIEDRICH WEBER, KÖNIGSLUTTER

HARZER WALD – PRODUKTIONSFLÄCHE ODER LEBENSRAUM?

Als der Wald wiederkam

Am Ende der letzten Kaltzeit vor ca. 11.500 Jahren kehrten die Wälder zurück und eroberten fast die gesamte Landfläche in Mitteleuropa. Lediglich Wasserflächen, Moore und die Brockenkuppe blieben in Niedersachsen waldfrei. Von diesem Waldreichtum ist nicht allzu viel geblieben. Erst vor 6.000 Jahren wanderte die Fichte in unser Gebiet ein, vor 5.000 Jahren folgte die Buche.

Die Menschen haben viele Bilder über den Wald, den sie nach Ende der Weichselkaltzeit auf über 90 Prozent der Landfläche vorgefunden haben. Sie hatten keine große Wahl, über ihren artgemäßen Lebensraum zu entscheiden. Sie mussten ihn annehmen und nach ihren Notwendigkeiten gestalten.

Als die ersten kleinen Menschengruppen vor vielleicht 40.000 Jahren nach Mitteleuropa und Asien einwanderten, brachten sie die Bilder ihres angestammten Lebensraumes mit. Das war die Savanne. Es gibt einen weltweiten Grundkonsens aller Kulturkreise: Vertraut wirkt eine unspektakuläre, nicht ängstigende wasserreiche Parklandschaft mit Anhöhen und Fernsicht, Baumgruppen und Gebüsch, in der die Übersicht gewahrt bleibt. Englische Gärten sind deshalb weit verbreitet.

Die Raumbilder früher Menschen aus den Savannen Afrikas sind in uns als biologisches Erbe über ungezählte Generationen von Wildbeutern bewahrt. Sie leben in unserer heutigen Gesellschaft weiter.

In der Jungsteinzeit musste Wald entgegen der natürlichen Dynamik nach den Bedürfnissen geformt oder gerodet werden. Die heutige Offenlandschaft entstand. Gegenüber ihrer ursprünglichen Ausdehnung bilden Laubwälder heute intensiv genutzte Waldinseln auf den Hügeln des Harzvorlandes und dem Harzrand.

Jenseits des lichten Hags, wo die Hirten nicht mehr hinkamen, begann der Schattwald – ein Buchenwald, geheimnisvoll, voller Drückgeister und Alben. Eine Welt der Gegensätze und Spannungen. Mythen und Märchen spiegeln die Seelentiefe dieses Verhältnisses wider und prägen noch heute das Waldempfinden.

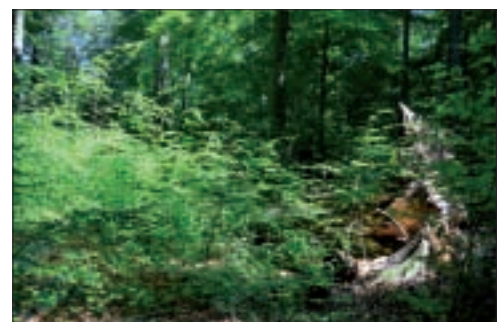
Vom Harz und seiner Waldgeschichte

Der Harz hat eine andere Waldgeschichte als das Harzvorland. Im Harz beherrschte vor 2.000 Jahren die Buche das Bild – nur in den höchsten Lagen ab 800 m dominierte die Fichte. Im Jahr 780 erklärte Karl der Große den Harz zum Reichsbannwald. Nur gekrönte Häupter durften hier jagen. Die kaiserlichen und königlichen Forstbeamten, die „forestarii“ waren Richter (judices) über die Dinge und Geschehnisse im Wald.

Noch im frühen Mittelalter lagen die Siedlungen der Menschen inmitten großer Wälder. Es waren jedoch keine Urwälder mehr. Neben der Nutzung von Holz, Weide und Mast lieferte der Wald Laubheu, Bodenstreu, Kräuter, Honig, Wildfleisch, Nüsse, Eicheln, Bucheckern, Beeren, Wildobst und vieles mehr.

Die schattenertragende dominante Buche wurde dabei zurückgedrängt, weil der lichte Eichenwald mit Vogelbeere, Wildkirsche, -birne, -apfel, Elsbeere und Linde eine bessere Lebensgrundlage bot. Die Eiche wurde seit Urzeiten begünstigt. Sie diente nicht nur als Bau- und Brennholz, sondern vor allem als Nahrungsbaum für Schweine wegen ihrer Eichelmast.

Die Verhältnisse im Harz nahmen einen anderen Verlauf als im Vorland. Bergbau, Hüttenindustrie, Wasserwirtschaft, zunehmende Besiedlung, Rodungen, Vieheintrieb, Landwirtschaft und später Fremdenverkehr leiteten eine langanhaltende negative Waldentwicklung ein. Weite Buchenwaldgebiete fielen dem Bergbau zum Opfer – insbesondere die Köhlerei verbrauchte große Mengen Buchenholz. Aber auch Bauholz wurde übertaget und in den Gruben benötigt. Ab Beginn der Neuzeit führte die Übernutzung zur Waldzerstörung.



Buchenwald -
Schimmerwald
bei Bad Harzburg



Am Bruchberg

Die entscheidende Wende für die Waldentwicklung war das Wiedererstarben der Amtsgewalt und die damit verbundene Einwirkung der Amtsmänner auf die Forsten. Die große Bauernbewegung in ihrem Kampf um Freiheiten und alte Rechte, besonders im Walde, schien 1525 verloren. Die Erweiterung der Landeswälder durch große Erbschaften und Wiedereinlösung verpfändeter Forsten, hatte den Waldbesitz ständig vergrößert.

Der Vergrößerung des Waldbesitzes der Landesfürsten folgte eine fortschrittliche Verwaltung und Bewirtschaftung der Forsten. Die Herzöge der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Linie vollzogen über drei Generationen (1514 bis 1613) hinweg eine große Waldzusammenfassung. Durch Forst- und Holzordnungen, Forstbereisungen und Baumzählungen wurden Wälder aller Besitzarten unter engere „Administration“ gestellt oder sogar „annektiert“.

Der Forstmann Johann Georg von Langen (1699–1776) begründete die geregelte Forstwirtschaft im Harz. Die nun beginnende Fichtenwirtschaft konnte zwar die Bedürfnisse des Bergbaus befriedigen, legte aber mit ihren Monokulturen und ihrem nicht standortgerechten Fichtensaatgut die Grundlage für die heutigen ökologischen Probleme der Harzer Wälder.

Von Carlowitz und die Nachhaltigkeit

Als der sächsische Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz mit der *Sylvicultura oeconomica* das erste geschlossene Werk über Forstwirtschaft vorlegte, schuf er auch ein politisches Buch, das sich für Generationengerechtigkeit einsetzt. Förster standen in seiner Zeit noch in eher zweifelhaftem Ruf als Vollzieher des Willens ihrer Herrschaft, bei der sie in Lohn und Brot standen. Carlowitz prägte den Begriff der Nachhaltigkeit, war aber keinesfalls deren Erfinder, wie heute behauptet wird.

So schreibt er in kluger Selbstbescheidenheit: „Es ist sowohl das Säen der wilden Bäume / als auch die *Xylotrohia* oder das Pflanzen / Versetzen / Ausschneiden / Ausputzen nebst anderer Wart- und Pflege derselben nicht by unserem Gedencken entstanden / sondern ohne Zweifel viel *Secula* her und bey derer Alten und unserer Vorfahren Zeiten, wie aus ihren Schriften zu *colligieren*, ja von Anfang der Welt her bekannt und im Brauch gewesen ...“

Diejenigen, die sich heute als die würdigen Nachfolger des Erfinders der Nachhaltigkeit in Szene setzen, haben Carlowitz wohl nicht gelesen oder verstanden.

Joachim Hamberger, Herausgeber der Neuauflage 2013 der *Sylvicultura oeconomica* betont in seinem Vorwort: „... die operative forstliche Nachhaltigkeit (ist) nur auf den Wald bezogen und meint in erster Linie einen Ausgleich zwischen biologischer Produktion und Konsum dieser Produkte. ...Nachhaltigkeit ist

heute ein Dachbegriff, der vieles integriert, aber auch deswegen schwammig bleibt.“

Das Dritte Reich setzte in seinem Unterlegenheitsgefühl gegenüber den kulturellen und intellektuellen Kräften in Deutschland gezielt bei den Gefühlen und Affekten an. Der Münchener Geheimrat Dr. Rebel führt 1934 vor der Mitgliederversammlung des Deutschen Forstvereins aus: „Erwacht die Seele einer Volkssrasse aus dem Urzustand kindhaften Menschentums, so erstaunt sie. Eine Kultur entsteht ...“ Eine gottferne Minderheit der Großstädter organisiere „das Ganze“ mit Hilfe des Geldes. Nur im Spiegel einer waldreichen Landschaft erkenne sich der Deutsche. All seine Umgebung sei durchtränkt mit niedriger Menschlichkeit. „Triebhafte Kraft guter Rasse und dieser Rasse zäher Wille zur Macht beherrschen und meistern das Leben ..., wenn es dem Volke an das Leben geht, wie im Wald mit brutaler Kraft und Rücksichtslosigkeit ...“ Uns schaudert heute bei diesen Worten, damals war ihm der Beifall der Versammlung gewiss.

Etwas bleibt immer. Heute überlagert mehr oder weniger ein Gewirr aus überkommenen Mythen, Bildern und Tümeleien die tiefe Sehnsucht nach der maßvoll gestalteten, womöglich ehrfürchtig kultivierten „Unberührtheit“ der Natur.

Volkswirtschaft oder Betriebswirtschaft?

Aber auch ein alter Streit ist wieder aufgebrochen, vielleicht schärfer, als je zuvor. Es ist die fundamentale Frage nach dem, was Wälder als die flächengrößten Ökosysteme auf den Landmassen unserer Erde bewirken und was sie für eine wachsende Menschheit heute und in der Zukunft existenziell bedeuten.

Es ist der Streit zwischen notwendigem Maß des Schutzes dieser Wälder, auch im Hinblick auf ihre dauerhafte Nutzbarkeit, und dem Bestreben, möglichst hohen Bodenreinertrag unter Bedingungen der Zinseszinsrechnung zu erwirtschaften. Es ist der Gegensatz zwischen volkswirtschaftlichen und betriebswirtschaftlichen Zielen.

Oberlandforstmeister von Hagen schreibt 1867 zu den „forstlichen Verhältnissen Preußens“: „Die preußische Staatsforstverwaltung bekennt sich nicht zu dem Grundsatz des nachhaltig höchsten Bodenreinertrags unter Anlehnung an eine Zinseszinsrechnung, sondern sie glaubt, im Gegensatz zur Privatwirtschaft, sich der Verpflichtung nicht entheben zu dürfen, bei der Bewirtschaftung der Staatsforsten das Gesamtwohl der Einwohner des Staates im Auge zu haben. ... Sie hält sich nicht befugt, eine einseitige Finanzwirtschaft, am wenigsten eine auf Kapital und Zinsertrag berechnete reine Geldwirtschaft mit den Forsten zu treiben, sondern für verpflichtet, die Staatsforste als ein der Gesamtheit der Nation gehörendes Fideikommiss so zu behandeln, dass der Gegenwart ein möglichst hoher Fruchtgenuss zur Befriedigung ihres Bedürfnisses an Waldproduktion und an Schutz durch den Wald zugute kommt, der Zukunft aber ein mindestens gleich hoher Fruchtgenuss von gleicher Art gesichert ist.“

Der gesellschaftliche Nutzen wird klar in den Mittelpunkt gestellt, der Gegensatz zum privatwirtschaftlichen Interesse des höchsten Profits ist deutlich hervorgekehrt.

Nicht der größte Geldertrag des als Geldkapital gedachten Waldes ist maßgebend, sondern der möglichst hohe Realnutzen aller der Volkswirtschaft im Wald zur Verfügung stehenden Naturchancen.

Ab den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts brachte die auf der Schmidtschen Lehre stehende Richtung den privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt zur Geltung:

Jeder Waldbesitzer, ganz gleich, ob privat oder Staat habe nach der bestmöglichen Ausnutzung und Verzinsung seines im Walde

gegebenen Tauschwertkapitals zu wirtschaften. Aus der Versorgungswirtschaft wurde eine Erwerbswirtschaft.

Die höchste Rentabilität war ihr Inhalt, aufgebaut auf dem fundamentalen Irrtum der Schmidtschen Lehre, wonach das, was den Privatmann reich mache, auch zugleich die Gesamtheit bereichere und ihre Wohlfahrt fördere. Das Ziel war, in möglichst kurzer Zeit und bei möglichst geringem Aufwand möglichst viel und möglichst nutzbares Holz zu erzeugen. Dabei sagt die größte Rentabilität über die Größe des gesellschaftlichen Nutzens gar nichts aus. Sie gibt lediglich Auskunft über das Verhältnis der Mittel zum erzielbaren Nutzen.

Da Marktpreise keinen Maßstab für den gesellschaftlichen Nutzen bilden, können sie schon aus diesem Grund nicht den Prinzipien der volkswirtschaftlichen Produktivität entsprechen. Die Privatwaldbesitzer haben diese Lehre immer mit großer Skepsis betrachtet und werden heute, über hundert Jahre später, im Wege der forstlichen Beratung gedrängt, diese Skepsis aufzugeben.

Der öffentliche Wald in Niedersachsen

Die Entwicklung der Landesforsten zu Wirtschaftsbetrieben führt gegenwärtig zu einem Widerspruch, den sie nicht auflösen können. Sie sollen den Spagat zwischen Rentabilität und volkswirtschaftlicher Produktivität schaffen, was nicht möglich ist. Das Anstaltsgesetz, das dies verlangt, ist eine Fehlkonstruktion, die auf einem Irrtum beruht.

Die Folge dieses Widerspruchs ist zum Beispiel der Einsatz von Techniken, die die Rentabilität erhöhen sollen. Das Harvester-Forwarder-Bringungssystem erfordert einen Gassenabstand von 20 Metern, was zum Befahren und zu dauerhafter Zerstörung der Böden als unser wichtigstes Schutzgut auf 20 bis 30 Prozent der Waldbodenfläche und zum Befahren der Feinwurzeln aller Bäume an den Gassenrändern führt.

Böden entstehen in Jahrtausenden unter Klimabedingungen, die heute nicht mehr bestehen. Böden sind deshalb nicht er-



Der Boden vergisst nichts...

neuerbar. Sie werden verdichtet, sie erodieren. Sie verlieren ihre Speicherfunktion. Sie werden zur Quelle von Treibhausgasen. Kahlschläge in den Eichenmischwäldern gehören inzwischen wieder zum gewohnten Bild. Sie werden maschinengerecht ausgeformt. Begründet wird das mit wirtschaftlichen Erfordernissen, oft auch mit der Zweckbegründung unvorhersehbarer oder unbeeinflussbarer Naturkatastrophen oder mit Schadursachen, die von außen in die Wälder hineinwirken.

Die Vollbaumnutzung, bei der auch die Baumkronen dem Bestand entnommen und als Energieholz vermarktet werden, entzieht den Böden Nährstoffe weit über das Maß hinaus, das durch geologische Prozesse aus dem Untergrund nachgeschaffen werden kann. In den Feinästen und Knospen der Bäume

konzentrieren sich Nährstoffe. Indem dieses Reisig durch den Harvester auf die Rückegassen verbracht wird, reichern sich dessen Nährstoffe dort an, wo sie für die Wurzeln nicht mehr erreichbar sind. Im Bestand fehlen sie.

Eine positive Entwicklung ist der Umbau von Nadelholzreinbeständen, die heute noch den überwiegenden Anteil der deutschen Wälder ausmachen, zu Laubmischwäldern. Insbesondere im Harz entstehen neue Buchenwälder. Ihre volle ökologische Leistungsfähigkeit werden sie erst in Jahrhunderten erbringen können, sofern man sie denn alt und reif werden lässt. Gleichzeitig werden die verschwindend kleinen Reste alter Eichen- und Buchenwälder im Hügelland endgenutzt, und es muss um jeden Hektar nutzungsfreien alten Waldes in einem mühsamen politischen Prozess gerungen werden.

Aussagen, es werde weniger Holz genutzt als zuwachsen, oder Deutschland sei das holzreichste Land in Europa, sind ohne großen Informationsgehalt. Der relativ höchste Zuwachs erfolgt in jungen Wäldern, aus denen noch keine relevanten Holz-mengen entnommen werden können, weil sich die Bestände im Aufbau befinden. Er sagt nichts darüber aus, in welchem Umfang alte Wälder durch die Nutzungsintensivierung im letzten Jahrzehnt bereits verschwunden sind oder unterhalb der höchsten Wertschöpfung genutzt werden, um die geplanten Holz-mengen zu erbringen. Der entgangene volkswirtschaftliche Nutzen kann auf diese Weise überhaupt nicht erfasst werden. Man will ihn wohl auch nicht wissen.

Der Waldbestand eines Landes richtet sich nach seiner Größe, der geografischen Lage, seines Klimas, seiner Böden sowie seiner Nutzungsgeschichte. Seine Vorräte sind deshalb nicht unmittelbar mit denen eines anderen Landes vergleichbar.

Die Wälder in Deutschland sind unterbevorratet, insbesondere in Niedersachsen. Neben Großereignissen wie Stürmen, liegen die Gründe vor allem in der bisherigen Bewirtschaftung als so genanntem Altersklassenwald, in dem Bestände in altersgleiche Teilflächen von der Kultur bis in die Endnutzungsphase gegliedert sind. Er wird von der Forstwirtschaft im Gegensatz zum Naturwald als Normalwald bezeichnet. Was wir nicht selbst gestalten, sondern den natürlichen Prozessen überlassen, ist eben unnormale.

Das Ziel der langfristigen ökologischen Waldentwicklung (LÖWE) in Niedersachsen kommt auch nach einem viertel Jahrhundert nur schleppend voran und wird durch die Art des forsttechnischen Einsatzes und der verstärkten betriebswirtschaftlichen Gewichtungen gegenwärtig vielfach konterkariert. Die Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit schließt sich nicht.

Die als normal bezeichneten Holzvorräte in den Wirtschaftswäldern liegen weit unter denen eines Naturwaldes oder eines naturnah bewirtschafteten ungleichaltrigen und reich strukturierten Laubmischwaldes. Wenn zwei Kubikmeter Holz pro Hektar weniger genutzt werden, als zuwachsen, dauert es etwa einhundert Jahre, bis das Niveau der Vorräte von naturnahen Wirtschaftswäldern erreicht ist; in unberührten Naturwäldern liegen die Vorräte in der Regel wesentlich höher.

Nachhaltige Waldwirtschaft

Ein grundlegendes Prinzip des Universums ist, was wir als selbst-ordnende Kräfte bezeichnen können: die Tendenz zur Komplexität, das Entstehen von Strukturen.

Lebendige Systeme streben naturgesetzlich nach immer höherer Komplexität. Dieser Prozess läuft einem anderen naturgesetzlichen Prozess entgegen, dem der Entropie. Sie ist die Größe, die die Verlaufsrichtungen eines Wärmeprozesses kennzeichnet. Die Sonnenenergie, die in ein Waldökosystem strahlt, kann von diesem

System nicht vollständig verwertet werden. Es bleibt immer nicht nutzbare Wärme über, die abgestrahlt wird und zur Klimaerwärmung beiträgt. Lebendige Systeme können diese Negativbilanz durch Erhöhung ihrer Komplexität verringern, jedoch niemals vollständig ausgleichen.

Dieser Prozess verläuft im mathematischen Sinne chaotisch und ist nicht vorhersehbar. Er wird als Negentropie bezeichnet. Jeder Eingriff in dieses System, z. B. durch Entnahme von Stoffen (sprich Holz) vermindert die Komplexität und erhöht die Wärmeabgabe. Es gibt also weder einen geschlossenen Stoffkreislauf, noch eine nachhaltig nutzbare Holzmenge, ohne das Ökosystem des Waldes negativ zu verändern.

Die Behauptung einer nachhaltigen Waldnutzung ignoriert deshalb die Naturgesetzlichkeit der Thermodynamik und unvorhersehbarer Entwicklungen lebendiger Systeme.

Wenn wir das verstanden haben, werden wir nicht mehr fragen dürfen, wie viel Holz aus einem Wald entnommen werden muss, um am Markt einen oft künstlich erzeugten Bedarf zu decken, sondern welche Holzentnahme unabweisbar notwendig ist, auch wenn wir dadurch in jedem Fall in die natürlichen Prozesse zunehmender Komplexität negativ eingreifen und dadurch den nicht nutzbaren Anteil an Wärmeenergie erhöhen. Wir gewinnen eine neue Sichtweise.

Wir stellen dann die Frage, nach dem Sein und nicht nach dem Haben. Wir fragen nicht, wie viel Holz können wir aus dem System herausholen, um es zu vermarkten, sondern wie viel Holz können wir im Wald belassen, weil wir es nicht notwendigerweise benötigen – weil wir unverzichtbare Produkte langlebiger machen oder ohne Einbuße unserer Wohlfahrt darauf verzichten können.

Nachhaltigkeit in ihrem weiten Sinn ist ein ethisches Bekenntnis zur Zukunftsverantwortung. Waldnutzung hat sich deshalb in den Grenzen der langfristig verantwortbaren Nutzung des Naturraumpotenzials am jeweiligen Standort einzurichten. Naturschutz im Wald bedeutet, die vorhandenen Ressourcen Boden, Wasser, Luft sowie die Lebensvielfalt als System zu sichern und somit den Rahmen einer haushälterischen (ökonomischen) Nutzung zu setzen. Deshalb kann Wachstum im Wald niemals ein Ziel sein. Wertgeschöpft werden kann nur das, was das Potenzial der Natur ermöglicht und nicht, was unsere Ansprüche erfüllt, weil sie ein Marketing erzeugt hat.

Wälder für Jahrhunderte

Der Forstmann Wilhelm Bode, ehemals Leiter der Saarländischen Landesforsten, beschreibt ihn treffend: Alle ökonomischen Erfolgsbeurteilungen orientieren sich an kurzfristigen geldwirtschaftlichen Interessen bzw. Produktionszyklen. Das gilt insbesondere für den Kapitalzins und alle daran gemessenen Wirtschaftsvorgänge. Die Zinseszinsprogression begrenzt die wirtschaftlichen Beobachtungszeiträume auf etwa 30 Jahre.

Die biologische Produktion der Wälder bezieht sich aber auf Jahrhunderte. Sie ist also extrem langfristökonomisch. Das in den Wald investierte Kapital will der „Wirtschaftler“ möglichst gut verzinsen, weil er sein Geld stattdessen auch an der Börse platzieren könnte. Darum ist das Geheimnis der höchsten Rendite im Wald, möglichst kapitalarm zu wirtschaften, d. h. vorwiegend die Produktionsfaktoren Boden und Arbeit einzusetzen und Kapital so wenig wie möglich.

Die Forstwirtschaft, die so handelt, nennen wir Dauerwaldwirtschaft: Keine Kahlschläge, wenig bis keine Pflanzung, sanfte Betriebstechniken, keine chemische Mittelanwendung, keine Bodenbearbeitung.

Dagegen wird gern eingewandt, die Methoden der Geistes- und Muskelkraft (Pferd und Mensch) seien zu teuer und eben auch kapitalintensiv. Das stimmt nur vordergründig, denn diese Kosten

fallen im Dauerwald vor allem bei der Holzernte einschließlich der Vorratspflege und Nutzung starker reifer Bäume an und kommen über den Verkauf unmittelbar wieder in die Kasse, müssen also nicht verzinst werden. Das Naturkapital wird hingegen geschont. Zu verzinsendes Kapital wird hingegen bei der waldbautechnischen Produktion benötigt: Pflanzen, Läutern, Forstschutz, Bodenbearbeitung, Flächenräumung usw.

Die biologische Produktion steht für Boden und Arbeitsintensität und die technische Produktion für Kapitalintensität. Die Praxis der konventionellen Forstwirtschaft richtet sich auf die Optimierung der technischen Produktion, also das Einsparen von Kosten aus. Sie nimmt jedoch dadurch den Konflikt mit der biologischen Produktion in Kauf. Das geht zulasten des Naturkapitals Boden, Wasser, Luft und Lebensvielfalt.

Da die Kapitalbildung an der Stelle der größten Rentabilität stattfindet, fließt im volkswirtschaftlichen Wirtschaftsprozess das Produktivkapital bildende Geldkapital nicht an die Stelle der größten, sondern an die Stelle der geringsten volkswirtschaftlichen Produktivität.

Es geht im Kern der Auseinandersetzung also nicht um den vermeintlichen Widerspruch zwischen Schutz und Nutzung, sondern zwischen kurzzeitiger Geldwirtschaft und langfristig handelnder Ökonomie, die in keinem unauflösbaren Widerspruch zum Naturschutz steht. Eine Forstwirtschaft, die den naturgesetzlichen Rahmen nicht einhält und sich den vermeintlichen Zwängen der Geldwirtschaft nicht entzieht, greift zu Mitteln, die von ihren Zielen wegführt. Sie begrenzt sich damit langfristig selbst.

Deshalb ist Naturschutz nicht einer von vielen Nutzungsansprüchen der Gesellschaft an den Wald, sondern die Voraussetzung für eine ethisch begründete Ökonomie und somit alternativlos.

Seelenbalsam und Lebensglück

Wir wissen sehr wenig über unsere Wälder als Ökosysteme, ob Förster, Biologen, Ökologen, Ökonomen oder ehrenamtliche Naturschützer. Wenn wir jedoch über die Wälder sprechen, meinen wir stets Wälder für kommende Jahrhunderte. Wir könnten die Beschaffenheit jedes einzelnen Steins kennen, was nicht der Fall ist; über die Großartigkeit der Kathedrale, die aus diesen Steinen aufgebaut ist, wissen wir deshalb nichts. Das Ganze ist eben mehr, als die Summe seiner Teile.

Wir sollten uns immer daran erinnern und nicht einem Trugschluss verfallen. Wälder können ohne unsere steuernde Hand leben. Sie brauchen uns nicht. Wir brauchen sie. Es ist unsere Entscheidung, wie viel Maß an Ungeduld wir verantworten wollen, wenn wir die Naturprozesse beschleunigen möchten. Wir wissen deshalb trotzdem nicht, was sich wie entwickeln wird.

Nachdem der Fichtenborkenkäfer durch die Monokulturen des Nationalparks Harz gezogen ist und wir zwei Jahrzehnte mit gemischten Gefühlen leben mussten, erkennen wir heute mit zu-



Im Ilsetal

nehmender Erleichterung, wie schnell die Komplexität natürlicher Systeme einen anderen Wald entstehen lässt. Was sind schon zwei Jahrzehnte oder auch hundert Jahre im historischen Zusammenhang. Der Mut hat sich gelohnt. Wir können daraus lernen und

zu neuen Einsichten kommen. Und wir können unsere Wälder vor allem als einen großartigen Schatz auf einem Drittel der Fläche unseres Landes verstehen – als Balsam für unsere Seele und als Lebensglück.

GÜNTER PIEGSA, GOSLAR

ZUSAMMENFÜHREN, WAS ZUSAMMENGEHÖRT –

INSTITUTIONELLE ZUSAMMENARBEIT UND INFRASTRUKTURELLE WIEDERVEREINIGUNG IM HARZ UND HARZVORLAND

Improvisation

Spätestens die Antwort von Günter Schabowski im Großen Konferenzsaal des Internationalen Pressezentrums der DDR in Berlin während der am 9. November 1989 für 18 Uhr anberaumten Pressekonferenz auf die Frage, ab wann die soeben verkündete Reisefreiheit für DDR-Bürger gelte, markiert das Ende der innerdeutschen Grenze: „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.“ Was für einen Westdeutschen angesichts der über die Jahre immer weiter perfektionierten Grenzanlagen, die einen Ewigkeitsanspruch vermittelten, und der im kleinen Grenzverkehr aus dem Bekanntenkreis bekannt gewordenen schikanösen Reisebeschränkungen der DDR nicht glaubhaft wirkte, setzte die Bevölkerung jenseits der Grenze in Bewegung.

Die Mauer in Berlin wurde noch am gleichen Tag geöffnet. Zwei Tage später, am Samstagnachmittag, den 11. November, wurden die Sperranlagen zwischen Eckertal und Stapelburg überwunden. Weitere, zunächst provisorische, Grenzübergänge folgten. In den ersten Tagen und Wochen waren Improvisation und schnelle Lösungen gefragt. Das, was fürs Erste richtig war, musste aber in dauerhafte Lösungen überführt werden – Improvisation musste durch Planung und grenzübergreifende Abstimmung der zuständigen Stellen ergänzt und abgelöst werden. Gleichzeitig überschlugen sich die politischen Entwicklungen: Die Errichtung einer Grenzübergangsstelle an der Ecker zwischen DDR und Bundesrepublik mit Grenzabfertigungsanlagen und zuführenden Straßen war recht schnell kein Thema mehr. Stattdessen ging es um die Errichtung einer leistungsfähigen Brücke im Zuge der B 6, einer Umgehungsstraße in Stapelburg und um die Entlastung der Ortslagen durch eine neue autobahnartige Bundesstraße B 6 neu am Nordharzrand, die Verbindung des Eisenbahnnetzes zwischen Wasserleben und Ilsenburg einerseits, Vienenburg und Bad Harzburg andererseits. Verwaltungen waren neu zu strukturieren, Themen wie Naturschutz, Kultur und Regionalentwicklung grenzübergreifend abzustimmen.



Provisorische Wiederherstellung der Brücke über die Ecker im Zuge der B 6/F 6 Stapelburg – Eckertal am 12.11.1989

Der Verfasser, ehemaliger Leiter des Planungsamtes des Landkreises Goslar, versucht, diese grenzübergreifende Zusammenarbeit darzustellen. Die Fülle der Ereignisse und deren individuell begrenzte Wahrnehmung können dabei nur zur eingeschränkten Behandlung einzelner Gesichtspunkte führen und keinerlei Anspruch auf auch nur Teilvollständigkeit erheben.

Verwaltungshilfe

Bereits am 29.11.1989 reiste der Baudezernent des Landkreises Goslar, Ludwig Bamberg, im Auftrag von Oberkreisdirektor Erhard Müller nach Wernigerode, um mit dem Vorsitzenden des Rates des Kreises, Manfred Judek, zu sprechen. Zufällig zeitgleich besuchte der Kreisarchitekt des Kreises Wernigerode, Klaus Christian Wenzel, die Kreisverwaltung in Goslar. Erste Kontakte waren hergestellt. Bereits Mitte Januar 1990 wurde in der Kreisverwaltung und im Straßenbauamt Goslar über eine Umgehungsstraße zwischen Harzrand (B 6) und L 510 (Vienenburg – Osterwieck) nachgedacht.

Sehr schnell nahmen weitere Vertreter der Räte der Kreise, der ostdeutschen Städte und Gemeinden Gespräche mit den Landkreisen, Städten und Gemeinden in Niedersachsen auf, um grenzüberschreitende Fragen, insbesondere des Verkehrs, abzustimmen und um Kenntnisse des westlichen Verwaltungshandelns zu gewinnen. Partnerschaften entstanden. Am 3. Oktober 1990 schlossen der damalige Landrat Dr. Heuck und der seinerzeitige Oberkreisdirektor Dr. Ermrich als Vertreter des Landkreises Wernigerode mit dem Landkreis Goslar, vertreten durch Landrat Homann und Oberkreisdirektor Müller „geleitet vom Willen, die staatliche Einheit zu gestalten und zur Festigung der Beziehungen beider Landkreise und ihrer Einwohnerinnen und Einwohner beizutragen“, einen Partnerschaftsvertrag, der Fragen „der Entwicklung beider Landkreise, der Arbeit ihrer kommunalen Organe sowie der sozialen Aspekte des Lebens der Einwohnerinnen und Einwohner ihrer Landkreise, des Schutzes der Umwelt und der natürlichen Grundlagen des Lebens, der personellen und materiellen Unterstützung, ... des Austausches von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, der Zusammenarbeit zwischen kommunalen Einrichtungen, gesellschaftlichen Organisationen, Vereinen und Verbänden ... , des wechselseitigen Besuches von Schulen und Jugendorganisationen“ u. a. m. umfasste.

Harzweite Zusammenarbeit im Verein Naturpark Harz, Kulturverband Harz und Regionalverband Harz

Im Aufgabenbereich Naturschutz ging der Erfahrungsaustausch schnell über die beiden Kreise hinaus: Neben bilateralen Gesprächen kamen hier die Vertreter des Naturschutzes des gesamten Harzes regelmäßig zusammen und legten so den Grund für den späteren Verein Naturpark Harz, der am 10. Juni 1992 zusammen mit dem Kulturverband Harz und dem Regionalverband Harz in einer Festveranstaltung in der Kaiserpfalz in Goslar zwischen den Landkreisen Aschersleben, Goslar, Halberstadt, Hettstedt, Nordhausen, Osterode am Harz, Quedlinburg, Sangerhausen und Wernigerode gegründet wurde.

Der Landrat des Landkreises Goslar und die treibende Kraft, der aus dem Eichsfeld stammende Oberkreisdirektor Erhard Müller, wiesen in der Einladung im Auftrag der Gründungsmitglieder darauf hin, dass das Erholungsgebiet Harz wie Berlin in 45